

Kurzvita Joachim Schlör

Dr. Joachim Schlör ist seit 2006 Professor for Modern Jewish/non-Jewish Relations an der University of Southampton. Er wurde 1990 in Tübingen promoviert (*Nachts in der großen Stadt. Berlin, Paris, London 1840–1930*) und habilitierte sich 2003 in Potsdam (*Das Ich der Stadt. Debatten über Judentum und Urbanität, 1822–1938*). Weitere Publikationen im Bereich der Stadtforschung, der Migrationsforschung und der Jewish Cultural Studies, zuletzt (Hg.) *Jüdisches Leben in Berlin 1933–1941. Fotografien von Abraham Pisarek*, Berlin 2012.

Abstract deutsch

Der Aufsatz plädiert für eine engere Zusammenarbeit zwischen Reiseforschung auf der einen und Migrationsforschung auf der anderen Seite. Auf der Grundlage von persönlichen Dokumenten (Briefen, Tagebüchern etc.), die zum Teil in Archiven, zum Teil noch privat aufbewahrt werden, entsteht eine umfassende Studie über die deutsch-jüdische Emigration nach 1933 als transnationale Erfahrung. Beim Studium der Dokumente wird deutlich, dass bestimmte Elemente des Migrationsprozesses – von der Vorbereitung der Auswanderung über die Passage selbst bis hin zur Ankunft in einer neuen, fremden Heimat – »wie eine Reise« stattfinden und daher besser zu verstehen sind, wenn wir sie mit den Fragestellungen und Methoden der Reiseforschung betrachten.

Abstract english

The article pleads for a closer cooperation between Travel Studies on the one hand and Migration Studies on the other. Based on personal documents such as letters or diaries, a larger research project attempts to study the history of German-Jewish emigration after 1933 as a transnational experience. A close reading of such documents, partly held in archives, but partly still in private collections, shows that certain elements of the migration process – from preparations via the passage itself through to the arrival in a new and strange homeland – take on the form of travelling and will therefore be better understood when studied with Travel Studies' research questions and methods.

„Solange wir auf dem Schiff waren, hatten wir ein Zuhause“. Reisen als kulturelle Praxis im Migrationsprozess jüdischer Auswanderer

Von Joachim Schlör

Gabriele Tergit wurde als Elise Hirschmann am 4. März 1894 in Berlin geboren. Sie besuchte die von Alice Salomon gegründete Soziale Frauenschule, arbeitete später in Kinderhorten, bevor sie 1919 ein Studium der Geschichte, Soziologie und Philosophie begann – in Berlin, München, Heidelberg und Frankfurt am Main. Dort wurde sie mit einer Arbeit über den Paulskirchen-Abgeordneten Carl Vogt promoviert. Schon während ihres Studiums veröffentlichte sie, unter dem Pseudonym Gabriele Tergit (später auch als Christian Thomasius), Feuilletons in der *Vossischen Zeitung* und dem *Berliner Tageblatt*, bei dem sie 1924 ihre erste feste Anstellung bekam: als Gerichtsreporterin. Ein modernes Leben.¹ 1928 heiratete sie den Architekten Heinz Reifenberg. Einen ersten Karriere-Höhepunkt feierte »die Tergit« 1931 mit *Käsebier erobert den Kurfürstendamm*, einem satirischen Großstadroman über die Vermarktung eines Volkssängers aus der Hasenheide.

Ihre Arbeit im Gericht und ihre Liebe zur Stadt Berlin musste sie früh zur Gegnerin der Nationalsozialisten machen. Sie erlebte einen Prozess gegen Adolf Hitler im Kriminalgericht Moabit und verfasste eine kritische Reportage über die völkische Bewegung; zugleich begann sie mit der Arbeit an dem Roman *Effingers*, in dessen Mittelpunkt das Schicksal einer Berliner jüdischen Familie steht. So wurde Gabriele Tergit, als Jüdin wie als Journalistin, den Nazis verhasst – am 5. März 1933 drohten SA-Leute, ihre Wohnung in Tiergarten zu überfallen. Die Schutzpolizei konnte den Übergriff noch verhindern, aber es war offensichtlich, dass es in Berlin keine Zukunft für das Ehepaar Reifenberg geben würde.

Für kurze Zeit blieb sie, weit außerhalb Berlins in Spindlermühle im Riesengebirge, versteckt, floh von dort aus, wie viele politische Gegner des Regimes in den ersten Wochen der Verfolgung (und in der Hoffnung auf baldige Rückkehr), nach Prag, während Heinz Reifenberg zunächst alleine nach Palästina auswanderte, das »Land Israel« der zionistischen Hoffnung, britisches Mandatsgebiet und Heimat von ungefähr 700.000 Arabern und 70–80.000 eingewanderten Juden. Im November 1933 folgte Gabriele Tergit ihrem Mann nach Palästina. Wie sie schon die Hoffnung auf ein Leben im künftigen jüdischen Staat kaum teilte, wie sie vom Alltag des Landes mehr und mehr enttäuscht wurde – so sehr, dass die Eheleute 1938 nach London weiter emigrierten –, das ist ihren aufmerksamen Schilderungen, halb Reisereportage, halb noch berlinisches Feuilleton, aus der Zeit zu entnehmen.²

*

Ich stelle diesen biographischen Abriss, stellvertretend für viele Tausende ähnlicher (und doch ebenso individueller) Berichte, an den Anfang meines Beitrags, weil gelegentlich in historischen wie in literaturwissenschaftlichen Arbeiten noch allzu leicht hin banale Sätze

fallen wie: 1933 emigrierte X oder Y nach A oder B, und dann geht die jeweilige Geschichte (an anderem Ort) eben weiter. Aber so einfach war es nicht; der kleine banale Satz verbirgt eine ganze Welt von Erfahrungen. »Haben Sie schon einmal ausgewandert?«, fragte mich einst der Film- und Theaterkritiker Hans Sahl und machte damit auf die Notwendigkeit aufmerksam, die kulturelle Praxis solcher Ereignisse genauer zu betrachten, bei denen jemand seine Wohnung aufgeben, seine Koffer packen, sich ein Reiseziel vornehmen und dorthin aufbrechen muss. Sahls Erinnerungen halten diese Momente des Übergangs auf bewegende Weise fest:

»Noch einmal ging ich ins Romanische Café, wo die ›Einhergewehten‹ saßen und sich wunderten, dass sie immer noch dasaßen und Zeitungen lasen und Schach spielten. Sie saßen dort wie Wesen, die in ihren Posen erstarrt waren und darauf warteten, weggeweht, weggeräumt zu werden. Es schien, als ob sie ihre Identität verloren hätten und auf eine neue warteten, die ihnen das Leben retten würde. Einige wälzten Kursbücher, beugten sich über Landkarten oder schrieben Briefe an einen Verwandten, der einmal nach Amerika ausgewandert war und es dort zu etwas gebracht haben sollte. Wohl dem, der einen Onkel in Amsterdam oder einen Neffen in Shanghai, eine Kusine in Valparaiso hatte. Ich hatte keine Verwandten im Ausland. Meine Familie war im Lande geblieben und hatte sich redlich genährt.«³

So mussten viele Deutsche, Juden vor allem, aber auch die politischen Gegner der Nazis, in den kommenden Jahren das Auswandern *erlernen*: Optionen prüfen, Länder studieren, Sprachkurse besuchen. Dabei sind die Formen vielfältig; während Tergit oder Sahl fliehen mussten und wenig Zeit hatten, sich um die Mitnahme von Besitz zu kümmern, konnten andere ihre Auswanderung längerfristig planen. Sahl beschreibt »die hastigen Vorbereitungen zur Flucht, die Nervosität und Ratlosigkeit des Wie und Wohin«, das »Umherirren von Augenblick zu Augenblick«; von manchen Familien wissen wir aus den Quellen (Briefen, Tagebüchern oder Fotoalben aus der Zeit, dazu später notierte Erinnerungen), dass sich die Emigration, lange geplant und im Detail vorbereitet, »anfühlte« wie eine größere Reise. Die mit der Auswanderung verbundenen kulturellen Praxen und Aktivitäten hat eine kulturwissenschaftliche Migrationsforschung erst seit relativ kurzer Zeit in den Blick genommen. Gabriele Tergit schildert ihre Überfahrt so:⁴

»Auf dem Schiff nach Palästina fahren die Chaluzim, die Pioniere des Bodens, die friedlichen Eroberer des Landes, kommend vom Ende einer Zivilisation, wie die früheren Mönche gefahren sind, den Boden zu beackern und die Menschen einer neuen Gemeinschaft zu gewinnen, getragen von einer Idee. [...] Auf dem Schiff fahren alte, gesetzestreue Juden. Der Religion ergeben, dem Geist und der Vergangenheit. [...] Auf dem Schiff fährt eine Familie aus Moskau, Vater, Mutter, Tochter von neunzehn, Sohn von dreizehn. Sie mussten vierhundert Goldrubel zahlen, um Russland verlassen zu können. [...] Auf dem Schiff fahren jetzt die Deutschen. Bald viele, bald weniger viele – ein unaufhörlicher Strom. Sie stehen an der Reling, im städtischen Anzug, in langen Hosen. Der Wind kommt, die Sonne, sie haben nur eine Reisemütze, als einziges, das sie sportlich macht, sie sehen aus wie Herren, zu denen der Arzt gesagt hat, ›Ihre sitzende Lebensweise verlangt, dass Sie einmal eine Schiffsreise machen, Ihre Nerven gründlich auskurieren‹. Es sind keine Flüchtlinge mit roten Betten und geschnürtem Bündel, es sind nur Reisende, aber der Boden wurde ihnen unter den Füßen weggezogen und ihre Namen gelöscht von der Tafel der Börsenmakler, Rechtsanwälte und Kaufleute.«

Von diesen Menschen und ihren Erfahrungen soll im Folgenden die Rede sein. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten im Januar 1933 wird für die deutschen Juden, wie für die politischen Gegner des Regimes, eine Auswanderung zum einzig möglichen Ausweg. Zwischen Triest und Haifa, zwischen Hamburg und London oder Bremerhaven und

New York, wurden Briefe und Postkarten geschrieben, Photographien gemacht, Erfahrungen in Tagebüchern festgehalten, Abfahrtspläne notiert, »Bord-Merkblätter« verteilt, Adressen ausgetauscht. Die erhaltenen Dokumente berichten von der Erfahrung der Reise selbst, aber die damit verbundenen Tätigkeiten beginnen lange vor dem Antritt der Reise. Ich lese zur Zeit Briefe, die mir Baroness Julia Neuberger, Reformrabbinerin und Mitglied des britischen House of Lords, zur Verfügung gestellt hat. Ihre Mutter Liesel Rosenthal war 1937 als *domestic servant* nach Birmingham emigriert und es sollte ihr gelingen, den Bruder und die Eltern nachzuholen. Vor allem die Briefe von Liesels Eltern, geschrieben zwischen 1937 und 1939 in Heilbronn handeln vom Thema der nötigen, drängenden, und doch so schwierig zu gestaltenden Emigration, von Sprachkursen (Englisch und Spanisch, vielleicht führt der Weg doch nach Montevideo?), von Besuchen auf Konsulaten, vom Verkauf von Möbeln und anderem Besitz. Die Briefe gehören damit zu einem riesigen, längst noch nicht erfassten Quellenbestand zur transnationalen Dimension deutsch-jüdischer Emigrationsgeschichte, der wohl im Rahmen von *Migration Studies* untersucht werden kann.

Bei der Lektüre hatte ich aber zunehmend das Gefühl, dass das Instrumentarium der Migrationsforschung nicht ausreicht, um diese Briefe und die darin geschilderten kulturellen Praktiken ganz zu verstehen. Denn schon im Zusammenhang mit der Vorbereitung der Emigration, und erst recht im Prozess der Auswanderung selbst, ist von Handlungen und von Gedanken die Rede, deren Analyse eher – oder doch wenigstens auch – in die Kompetenz der Reise- und Tourismusforschung fällt und die von der Migrationsforschung, vielleicht verständlicherweise, wenig berücksichtigt wurden:

Menschen beschaffen sich, notgedrungen, Atlanten und Landkarten. Sie suchen Wege, die aus Deutschland hinausführen. Sie beantragen Visa und bemühen sich um Einladungen in andere Staaten. Sie versuchen, vorhandene Netzwerke von Kontakten und Informationen zu nützen oder neue aufzubauen. Sie studieren die Lebensbedingungen in anderen Weltteilen, vom Klima bis zu den Wohn- und Arbeitsmöglichkeiten. Sie packen Koffer und überlegen, welche Dinge mitzunehmen sinnvoll wäre, sie erkundigen sich bei Verwandten und Bekannten.⁵ Sie lernen Sprachen. Sie ordern Tickets und überlegen, welche Transportmittel geeignet wären. Freilich tun sie dies alles aus Zwang, unter dem Druck des Regimes, das sie einerseits »loshaben« will und deshalb anfangs, zwischen 1933 und 1938, die Auswanderung forciert, das ihnen aber andererseits mit immer neuen Regelungen, Steuern, Einschränkungen das Leben schwer macht. Sie wären ohne diesen Druck wohl nicht abgereist. Da sie es nun aber tun, verhalten sie sich wie (als) Reisende. Die Emigranten, unter denen wohl manche Wohlhabende und Gebildete waren, sozusagen gelernte Touristen, wenden auch bei dieser (Aus-)Reise ihr Wissen an und finden für die Erfahrung ganz ähnliche Worte, wie wir sie von Reisebeschreibungen und touristischen Erlebnissen kennen aus friedlichen Zeiten kennen. In manchen Fällen wird die erzwungene Reise sogar zum positiven, befreienden Erlebnis, weil das Schiff, beispielsweise, sie eben aus dem Bereich der Not und Bedrängung in eine – meistens unbekannte – Freiheit hinausführt.

Aus diesem Grund plädiere ich zunächst einmal für eine engere Zusammenarbeit zwischen der Reise- und der Migrationsforschung. Und ich möchte anhand einiger Beispiele zeigen, wie so eine Zusammenarbeit sich gestalten könnte. Im Rahmen eines Forschungsprojekts »Mapping the Promised Lands« gehe ich der Frage nach, wie Formen der »geographischen Imagination« – Lektüre von Atlanten und Kursbüchern, Erwerb von Tickets – die Auswahl

der Migrationsziele deutscher Juden und ihre Praxis des Auswanderns prägten und beeinflussten.

»Menschen, die Emigranten sind und Immigranten werden wollen«, wie Ernst Freudenheim in seinem Palästina-Tagebuch von 1936 sie nannte⁶, *reisen*, mit Zügen und Schiffen, und gelegentlich fühlt sich die Emigration wie eine Ausflugsreise an, etwa wenn die Route von Trieste nach Haifa oder von Liverpool nach Shanghai zufällig von einem amerikanischen Kreuzfahrtschiff wie der *Martha Washington* bedient wird. Die kulturelle Praxis und die Bedeutung solcher Reisen müssen im Kontext komplexer Narrative von Migrationen im 20. Jahrhundert und von der Herausbildung transnationaler, grenzüberschreitender Netzwerke analysiert werden.

*

Dabei kann die Reise- und Tourismusforschung von großem Nutzen sein, und jüngere Veröffentlichungen zeigen, dass diese Gelegenheit im Bereich der Jüdischen Studien ansatzweise wahrgenommen wird.⁷ *Movement matters*, wie es bei James Clifford heißt. Er hat die transitorischen Orte – Hotels, Bahnhöfe, Flughäfen – als »Chronotopen der Moderne« bezeichnet: Ort/Zeit-Ensembles, an denen sich Erfahrungen des modernen Lebens, darunter eben nicht zuletzt (aber auch nicht nur) Erfahrungen von Vertreibung und Flucht, verdichten. Ausgangspunkte seiner Überlegungen zu den »Travelling Cultures« sind die vielfältigen, zum Teil untereinander verbundenen Geschichten von Reise und *displacement* (Ortsverlust? Ent-Ortung?) im 20. Jahrhundert.⁸ In seiner Diskussion der Frage, ob und wie die zeitgenössische Kulturanalyse ihre Gegenstände – Gesellschaften, Traditionen, Gemeinschaften, Identitäten – durch eine spezifisch raumbezogene Recherche sichtbar machen kann, plädiert Clifford für eine Integration »äußerer« Faktoren jenseits der ganz konkreten Forschungsfelder. So würden in der anthropologischen Forschung die Transportmittel, mit denen die Forschenden ihre Ziele erreichen, zu selten thematisiert: »The discourse of ethnography (>being there<) is too sharply separated from that of travel (>getting there<).« Diese Einsicht lässt sich gut auf traditionelle Studien zur Exilforschung übertragen, wo sich die Aufmerksamkeit schnell, zu schnell auf Prozesse der Integration in die aufnehmenden Gesellschaften richtete und der Prozess des Reisens und Ankommens vernachlässigt wurde. Dabei war, und ist, in den Gedanken und den Erinnerungen von Migranten und Exilanten dieser Prozess oft noch nach Jahren höchst lebendig und womöglich noch gar nicht abgeschlossen.⁹

In unserem Zusammenhang mag Cliffords Aufforderung, die entferntesten Ziele in den Blick zu nehmen, »why not focus on any culture's farthest range of travel?«¹⁰, fast zynisch klingen, aber genau das werden wir tun müssen: Wenn wir die Geschichte der Juden aus Deutschland im 20. Jahrhundert verstehen wollen, dann müssen wir ihre Reisen bis an die fernsten Enden der Welt rekonstruieren.¹¹ Philip Schlesinger hat den Charakter der Exil-Erzählung als Passageritus und als Prozess symbolischer Grenzüberschreitung betont, zu dessen Stadien die Erfahrungen von Trennung (separation), Randständigkeit (marginality) und Neuorientierung (reaggregation) gehören.¹² Ein beeindruckendes Beispiel dafür ist die im Jüdischen Museum Berlin erhaltene Zeichnung eines Elfjährigen namens Fritz Freudenheim: »Von der alten Heimat zu der neuen Heimat«. Diese Karte¹³, wahrscheinlich während der Überfahrt nach Montevideo begonnen und später vervollständigt, bringt den Ort des Abschieds (die »alte Heimat«) und den Ort der Ankunft (die »neue Heimat«) zusammen, verbunden durch von

Zügen und von Schiffen gezogene Linien, durch Daten (15. 11. 38 Casablanca, 30. 11. 38 Montevideo), selbst durch Bilder von Häusern und durch Straßennamen (Levetzowstrasse, Berlin, Calle Sotelo, Montevideo); auf dieser Karte gibt es kein Asien, nicht einmal Palästina; Afrika ist kleiner als Deutschland, Südamerika hingegen ist detailliert gezeichnet.

Kognitive Landkarten¹⁴ der Migrationsprozesse wurden aber schon entworfen, bevor die Reise beginnt. Der Globus wird neu auf seine Tauglichkeit geprüft, eine künftige Heimat anzubieten, die Erwachsenen machen sich mit Landkarten und Reiserouten vertraut, während die Kinder sich vielleicht beim »Aliyah Spiel«¹⁵ üben, Verwandte und Bekannte schicken Empfehlungen oder warnen vor bestimmten Reise-Agenturen, die Zeitungen enthalten Anzeigen der Schifffahrtsgesellschaften, und die Weltpolitik, je näher der Kriegsbeginn rückt, schließt manche gerade noch verheißungsvollen Ziele plötzlich aus. Eine faszinierende Quelle bietet das deutschsprachige Exilblatt *Pariser Tageszeitung*, das zwischen Februar und Juli 1939 eine Serie unter dem Titel »Wohin auswandern?« publiziert und Länderberichte, Statistiken und praktische Hinweise miteinander verbindet, von Uruguay bis Neukaledonien, von Australien bis Shanghai.¹⁶

Abbildung einfügen: Schloer_Bild1_Aliyah.jpg (Bildquelle: Jüdisches Museum Berlin)

Die dabei entstehenden Karten erlauben und erschaffen eine Sichtbarmachung der Erzählungen von Entortung, Begegnung und Zerstreung (»a visualization of narratives of dislocation, encounter, and dispersal«.¹⁷ Sie repräsentieren die weite Welt jüdischer Sehnsüchte nach Heimat und Zugehörigkeit, »a longing for belonging«, in der Form von räumlichen Imaginationen von Buenos Aires und Argentinien, von Südafrika, von Canada und den Vereinigten Staaten, von Birobidzhan und Shanghai, selbstredend auch von Palästina – und vor allem von den Wegen, die dorthin führen und die Orte miteinander verbinden.¹⁸ Die kulturwissenschaftliche Recherche zu diesem transnationalen Charakter der deutsch-jüdischen Emigration hat erst begonnen.

*

In Briefen an den Verfasser, aber auch an das Jüdische Museum Berlin¹⁹, an die Senatskanzlei Berlin (die von 1969 bis ca. 2005 Besuche von in der NS-Zeit vertriebenen jüdischen Berlinern in ihrer Heimatstadt organisierte) und an die von dieser Kanzlei an Emigranten bis heute verschickte Zeitschrift *Aktuell* finden sich immer wieder solche Splitter – Fragmente einer bis heute anhaltenden oder jedenfalls nachwirkenden Reise:

- »Meine Ausreise aus Deutschland war normal; d.h., ich fuhr mit der Bahn nach Bremerhaven, wo ich mit dem Dampfer »Deutschland« nach New York ging.« (H.B., Granada)
- »Von der 5 wöchigen Reise kann ich nicht viel berichten, wir machten einen kurzen Aufenthalt in Panama [...] Die Reise mit der Bahn von Wellington nach Morrinsville war ereignislos.« (G.B., Dianella)
- »My mother and I left from Genova (Italy) on a Italian ship for the port Arica Chile; from where we took the train to La Paz, a ride high up into the Andes mountains.[...] I do vividly

remember my mother being worried during the train trip what kind of life we would encounter [...]« (U.H.E., Maryland)

- »Jeder wollte natuerlich nur aus Deutschland heraus. Um legal nach Uruguay auswandern zu koennen musste man Kapitalist sein, das heisst Eine bestimmte Summe auf einem Bankkonto dort zu haben. Da der Vetter meines Vater, welcher mit der Cousine meiner Mutter verheiratet war schon frueh von Frankfurt auswanderten, so sanden dies ich glaube das Geld von Paris rueber. Als das Schiff in Lissabon halt machte kam ein ich weiss nicht was, ich denke Telegram von meinem Bruder aus Rio, dass wir die legale Einreise dort erhalten werden. Natuerlich brauchte das Konsulat den originalen Bescheid von dem Aussenministerium von Rio, was hatte ja Tage gedauert. ... wir hatten so »permanente Einwanderungen« in der Hand. So kamen wir gut an in Montevideo und dachten auch mit dem selben Schiff die Rueckreise nach Rio zu machen, aber der Pass meiner Mutter war abgelaufen und dies konnte nur per Schiffspost gemacht werden und so verbrachten wir die Tage bis Mitte Februar in Montevideo.« (R.V.G., Rio de Janeiro)
- »Auf dem Schiff hoernten wir nichts von der Reichskristallnacht. Die Kommunikation war im Jahre 1938 nicht wie heute. Die Überfahrt war weder aufregend noch beängstigend. Wir waren nur neugierig auf die Zukunft.« (W.J., Kibbutz Kfar Masaryk, Israel)
- »Das Schiff: »General San Martin« fuhr am 3.2.1939 von Hamburg ab. [...] Außer den Passagieren kam auch eine Kusine (Nichte meiner Mutter) und brachte uns Geld vom H.I.C.E.M. (eine jüd. Hilfsorganisation). Sie war speziell aus Paris angereist.« (E.J., San Miguel)
- »Im April 1939 hoerten wir dass die Grenze nach Italien offen war. Wir fuhren also nach San Remo um dort auf das Zertifikat zu warten. [...] Wir aber wurden im November von den Italienern ausgewiesen. Warum weiss ich nicht. Jedenfalls kauften wir ein Fischerboot dessen Besitzer uns illegal ueber die Grenze an die Franzoesische Riviera setzen wurde. Am Tage vor der Nacht in der wir das Boot besteigen sollten kam das Telegram dass das Zertifikat genehmigt war! Also fuhren wir in einem Dampfer »Marco Polo« anstatt in einem Fischerboot und anstatt nach Frankreich kamen wir nach Haifa.« (J.K., St. Louis)
- »Eine normale Reise, ausser dem Grenzübergang nach Österreich am Tage des Anschlusses.« (G.P., Kibbutz Salot-Yam)

Es wird nicht gelingen, diese Splitter zu einer einheitlichen Erzählung zusammenzufügen, die Zersplitterung ist eben das Ergebnis der historischen Ereignisse. Dennoch könnte es sinnvoll sein, anhand einzelner Beispiele solche Migrationswege – solche Reisen – zu rekonstruieren. Unter den vielen und vielfältigen Dokumenten, die Überlebende oder ihre Nachkommen dem Archiv der Leo Baeck Institute (New York, London, Jerusalem, mit einer Außenstelle im Jüdischen Museum Berlin) zur Verfügung stellen, befinden sich, wie es die Historikerin Atina Grossmann formuliert hat, »plastic bags filled with postwar aerogrammes linking friends and relatives scattered all over the globe, from Tokyo to Tel Aviv, Capetown to Canberra, Buenos Aires to Boston.«²⁰ Atina Grossmann, geboren 1950, wuchs in den 1950er und 1960er Jahren in einer Familie von Berliner Juden in New York City auf. Die Upper West Side von Manhattan wurde für diese Einwanderer »in some ways an inadequate ersatz extension of Weimar Berlin and in other ways a new and even better urbane metropolis.«²¹ Zwar sei die Kultur der Weimarer Jahre in Deutschland von den Nationalsozialisten zerstört worden, aber zugleich wurden die Dinge, in denen sich diese Kultur symbolisch verdichtete, in zahllosen lifts (Containern) an alle Enden der Erde transportiert transportiert (»transferred in countless lifts carrying the accoutrements of German-Jewish life to all corners of the globe)«.²² In den Unterlagen, die ihre Mutter und ihre Tante hinterlassen haben, fand Grossman nicht nur »Baedeker guidebooks to virtually everywhere«²³, sondern auch Briefe, von ihren Tanten

geschrieben, die bei britischen Hilfsorganisationen in London um eine Einreiseerlaubnis für die in Berlin steckengebliebenen Eltern baten; Briefe, die zwischen dem Großvater mütterlicherseits in Berlin und einem Onkel in Buenos Aires mit dem Ziel gewechselt wurden, eine Ausreise aus Deutschland in letzter Minute zu arrangieren; Briefe zwischen einer jungen Cousine, die in Bulawayo im damaligen Rhodesien gelandet war, und ihrer Schwester in London, die zeigen, wie beide verzweifelt, und am Ende vergebens, versucht haben, die Auswanderung ihrer Eltern in Berlin zu ermöglichen.²⁴

Zu den wichtigsten Aufgaben derjenigen Individuen und Familien, die ihre Auswanderung planten, gehörte der Aufbau eines Netzwerks internationaler Beziehungen, eines oft weltweit verzweigten, unsystematisch entstandenen Systems von Kanälen der Information, der Kommunikation und der gegenseitigen Unterstützung. Wie David N. Myers es formulierte, »travel is not only a condition but a practice«.²⁵ Landkarten sind bei jedem Schritt in diesem Prozess präsent, nicht nur bei der Vorbereitung »zu Hause« – wo schon bald kein Zuhause mehr ist –, sondern auch an den ersten Exilorten Zürich, Wien, Prag, Paris, Amsterdam, an den Transitorten Marseille, Sanary sur Mer, Port Bou, Madrid und Lissabon; auf dem Schiff und während der Passage; und ebenso in den Orten der Ankunft, den Hafenstädten, von denen aus die Reise ja oft noch weiterführte. In verschiedenen Formen der Erinnerungsarbeit, von individuellen Autobiographien bis hin zu größeren Inszenierungen in Ausstellungen und Museen, wurden solche mit dem Migrationsprozess verbundenen kulturellen und geographischen Praktiken dokumentiert, in letzter Zeit richtete sich das Interesse dabei auch auf Gegenstände, »Dinge des Exils« wie Koffer, Reisepässe oder Tagebücher.²⁶ Nur in wenigen Fällen stehen dafür Originalaufnahmen aus der Zeit zur Verfügung.²⁷

Es ist schwer zu sagen, wann die mit solchen Praktiken verbundene Erfahrung »endet«. Elizabeth Colson argumentiert, dass diejenigen, die einmal die Erfahrung der Vertreibung gemacht haben, sich noch nach Jahren im neuen Land vor einer weiteren Heimatverlust fürchten. Mit Bezug auf europäische Flüchtlinge in den Vereinigten Staaten, die noch nach 40 Jahren sagen, sie lebten auf gepackten Koffern, kommt sie zu dem Schluss, dass für diese Menschen die Ansiedlung keinen endgültigen Charakter hat, dass sie ihr Dasein als stetes Risiko empfinden, weil sie aus bitterer Erfahrung gelernt haben, wie unsicher das Leben ist, wie unbeständig der Besitz, und wie wenig zuverlässig die menschlichen Beziehungen.²⁸ In einer solchen Situation wenden sich Flüchtlinge an andere Flüchtlinge, eher als an Institutionen der Aufnahmeländer, um Unterstützung zu erhalten. Flüchtlingsgemeinschaften, die auf diese Weise entstehen, »re-create viable societies«²⁹, so weit es die jeweiligen Autoritäten gestatten und ihre eigenen Ressourcen es erlauben – diese »societies« (Landsmannschaften) sind in der Regel trans-national und überschreiten geographische Grenzen.

Die Erfahrung der Migration als Reise, gar als »Urlaub«, wird oft negativ interpretiert. Wulf Köpke schreibt: »Das Exil ist keine Reise, denn dazu gehört der feste Wohnort, an den man zurückkehren kann. [...] Aber wenn nicht wenige Schriftsteller das Exil anfänglich als einen ›Urlaub‹ empfanden und sich damit beruhigten, es könnte ja höchstens Monate dauern, bis man wieder zu Hause sei, so war das weniger politische Naivität, vielleicht nicht einmal Wunschdenken, sondern eine psychische Weigerung, das Exil, das als beschämend und traumatisch empfunden wurde, als solches anzuerkennen.«³⁰ Doch es gibt es viele Dokumente, die zeigen, wie sehr die Emigranten ihre Ausreise als Befreiung empfanden. Im

Zusammenhang mit dem Thema der Reise-Erfahrung wirkt etwa die evokative Qualität der Namen von Hafenstädten, wie sie Petra Löber and Steve Hochstadt für ihre Recherche zu deutsch-jüdischen Flüchtlingen auf dem Weg nach Shanghai zusammengestellt haben, sehr nachdrücklich:³¹

»Zum großen Teil bestiegen deutsche und österreichische jüdische Verfolgte in Italien, Triest oder Genua, die großen Passagierschiffe nach Shanghai. Die großen Linien für Passagierschiffahrt hatten sich im Laufe der 30er Jahre auf den erhöhten Bedarf an Reisen nach Ostasien eingestellt. Ausgangshäfen waren: Oslo, Danzig, Hamburg, Bremen, Rotterdam, Antwerpen, Liverpool, London, Marseille, Genua, Neapel, Triest und Venedig. [...] Die Überfahrt dauerte zwischen 3 und 4 Wochen, ging über Suez, Bombay, Colombo, Singapur und Hongkong.«

Spätere Schiffe mussten die längere Route um das Kap der guten Hoffnung nehmen, bevor 1940 der Seetransport ganz eingestellt wurde und die letzten Shanghai-Flüchtlinge auf den langen Zugtransport durch die Sowjetunion angewiesen waren – aber davor konnten Migranten Erfahrungen machen, wie sie Alfred Federer aus Breslau im Interview beschrieb:

»Ich hatte eine gute Zeit an Bord, die Reise dauerte über drei Wochen, und ich hatte eine wirklich gute Zeit, ich war sehr aufgeregt. Großes Abenteuer. Und ich muss sagen, so ging es auch meinen Eltern. Meine Mutter spielte Bridge mit allen möglichen interessanten Leuten und wir hatten jeden Tag Bälle, es gab Partys mit vielen Leuten. Es war ein Tanz auf dem Vulkan, das letzte Hurra. Das war ihnen auch klar. Ich weiss, dass mein Vater sich dessen sehr bewusst war: Lasst uns das genießen, wenn wir einmal landen, wissen wir nicht, was geschehen wird. Solange wir an Bord waren, hatten wir Geld, alles war bezahlt, wir hatten eine Heimat. Nach der Landung... Man konnte sich alles Mögliche vorstellen, den keiner wusste ja, es war völlig unbekanntes Land.«³²

*

Sich aus Auswanderer auf dem Schiff zu Hause fühlen – das klingt seltsam und sollte auch keineswegs romantisiert werden. Diese Erfahrung galt nur für eine begrenzte Anzahl von Flüchtlingen und nur zu bestimmten Zeiten. Dennoch finden wir die Idee einer »aufgehobenen Zeit« auf dem Schiff - zwischen dem Moment des Abschieds und dem der Ankunft -, in vielen Erinnerungen, bei den mehrwöchigen Reisen nach Südamerika oder Südafrika ebenso wie bei einwöchigen Passagen von Triest nach Haifa.³³ Auch auf anderen Feldern gibt es Überschneidungen von Tourismus und Migration, etwa im Bereich der materiellen Kultur des Reisens:³⁴

»Welchen Kosmos von schönen und geliebten, praktischen und notwendigen Dingen führen wir auf Reisen mit uns, welche Bedeutung schreiben wir diesen Dinge[n] zu? Welches, durch gesellschaftliche Instanzen definierte Inventar an Dingen sollten wir mit uns führen (Ausweispapiere, Reiseapotheke)? Welche Kommunikations- und Verkehrsmittel benutzen wir wie und inwiefern korrespondieren Wahl und Nutzung jeweils mit einem spezifischen Ideal oder Stil des Reisens? [...] Welche Dinge sind auf Reisen und auch noch nach der Reise von besonderem ›Schauwert‹ (Mieke Bal) für die individuelle Reise- und Erinnerungskultur aber auch für die gesellschaftliche Praxis des Sammels und Ausstellens im Museum?«

In vielen Fällen traten die Mitglieder einer Familie oder eines Freundeskreises ihre Reisen in die Emigration getrennt voneinander an, und oft führten sie die Reisen in ganz verschiedene Richtungen. Sie mussten die Verbindung zueinander mühsam, in ungekannten Formen transnationaler Kommunikation, wieder aufbauen. Ein Aktenfund im Archiv des Kaplan Centre an der University of Cape Town kann das illustrieren.³⁵ Die Akte dokumentiert

Sigmund Rosenbaums Auswanderung aus Deutschland nach Johannesburg, wo eine seiner Töchter verheiratet war. Das Konvolut enthält etwa eine Visitenkarte zur Einführung bei einem Dr. Feske bei der Bank Mendelssohn & Cie in Berlin – Rosenbaum hoffte, dass die Bank ihm bei der Vorbereitung des Transports seines Eigentums, in Verhandlungen mit der deutschen »Devisenstelle«, behilflich sein könnte; einen Briefwechsel mit dem Palestine & Orient Lloyd über den Kauf von Schiffsfahrkarten für die *Pretoria*; eine Vereinbarung über die Bereitstellung von rituell genehmigtem Essen, organisiert durch die »Religiöse Auswanderer-Betreuung Agudas Jisroel Berlin«; Briefe an die und von der Palästina Treuhand-Stelle über (letzten Endes ungenutzte) Zertifikate; den Antrag auf einen Reisepass nach Südafrika; Briefe von Verwandten; Atteste und Zeugnisse; Dokumente über den Verkauf des Berliner Hauses und über die Entrichtung der »Reichsfluchtsteuer«; handschriftliche Notizen auf Hotel-Briefpapier von verschiedenen Stationen. In einem Brief an seine Anwältin hält Sigmund Rosenbaum die derzeitigen Aufenthaltsorte der anderen vier Kinder fest: »Julius Rosenbaum, geboren in Giessen am 28. 3. 1889 – wohnhaft in Chicago, USA; Moritz Rosenbaum, geboren in Giessen am 11. 12. 1892 – wohnhaft in Tucuman, Argent[inien]; Rudolf Rosenbaum, geboren in Giessen am 10. 1. 1903 – wohnhaft in Petach Tikwah, Palestine; Melita Stillschweig, geborene Rosenbaum, geboren in Giessen am 14. 7. 1899 – wohnhaft in Berlin«.

Wie haben sie sich miteinander verständigt? Welche Erfahrungen haben sie in ihren Briefen geschildert? Woraus bestand das Netzwerk, das sie nun aufzubauen hatten? Wie haben die unterschiedlichen Erfahrungen – der Reise wie des Aufenthalts an so verschiedenen Orten – auf den Zusammenhalt der Familie gewirkt? Welche Auswirkungen auf Selbstbilder und Identitäten, auf Sprachgebrauch und religiöse Orientierung, auf Hoffnungen und Enttäuschungen, hatten diese Erfahrungen? Haben die Mitglieder der Familie sich jemals wieder getroffen? Im Falle der Rosenbaums können wir diese Frage beantworten: sie haben sich wieder getroffen. Das stellt freilich eine Ausnahme dar. In manchen Fällen haben einzelne Nachkommen mit viel Mühe die verschiedenen, von den Zeitläuften getrennten »Fäden« ihrer Familiengeschichte wieder zusammenzutragen versucht – noch gibt es kein Archiv, das solche privaten Dokumente sammeln und der Forschung zugänglich machen könnte.³⁶ Einen gewichtigen Beitrag zur Erforschung solcher Netzwerke hat die Münchener Kunsthistorikerin Burcu Dogramaci geleistet:

»Netzwerke als Beziehungen unter Künstlern, als Kontakte zu Politikern und Würdenträgern, im neuen Land und in der Heimat. Netzwerke in mehreren Analyseschichten übereinandergelegt, als hierarchisch strukturierte, relationale Gebilde, die performativ sind, sich ständig verändern und verschieben. Netzwerke getrennt von Personen und getragen von Ideen. Und zu guter Letzt: Netzwerke als Analyseinstrument, das vor allem auf der Makroebene gar nicht geeignet ist, um neue Erkenntnisse für die Exilforschung zu generieren.«³⁷

Was für Künstler gilt, muss nicht gleichermaßen für die vielzitierten »kleinen Leute« im Exil gelten, aber auch sie haben solche Netzwerke geschaffen. José Brunner und Paul Lerner plädieren in einem Projektplan für die Erforschung deutsch-jüdischer Exilgemeinden in transnationaler Perspektive, für eine Forschung also, die nicht im Dualismus von »woher« und »wohin« stehenbleibt, sondern das Dazwischen, das Unterwegssein in den Blick nimmt.³⁸ Methoden und Fragestellungen der Reise- und Tourismusforschung können hierfür, das sollte der vorliegende Beitrag zeigen, von großem Nutzen sein.

Gabriele Tergit verließ, mit ihrem Mann, Palästina im Jahre 1938 und lebte danach bis zu ihrem Tod in London. Sie arbeitete dort lange Jahre als Sekretärin des P.E.N.-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland. Erst im Jahr 2000 wurde, von Jens Brüning, ihr Roman *Der erste Zug nach Berlin* publiziert, der Versuche einer Bestandsaufnahme dessen, was nach Terrorherrschaft und Krieg von der Berliner Kultur, der sie einst so prominent zugehörte, noch geblieben war: Maud, eine junge amerikanische Journalistin aus der Oberschicht, reiste – mit Chanelgarderobe und Pfauenfächer im Gepäck – unmittelbar nach Kriegsende im Zug nach Berlin. „Die satirische Darstellung“, so heißt es in einer Rezension, „trifft sowohl die mentale und politische Befindlichkeit der Deutschen, deren Nationalismus, Überheblichkeit und Einsichtsunfähigkeit mit bitterer Ironie vorgeführt wird“, stellt aber zugleich „die von eigenen Interessen bestimmten Praktiken der Russen und der westlichen Alliierten dar“.³⁹ Auch »die Tergit« kam gelegentlich, für kurze Zeit, zurück und lebte, inkognito und wohl auch nur noch Wenigen bekannt, in einem Hotel am Kurfürstendamm.

¹ Gabriele Tergit starb 1982 in London. Ihr Werk wurde aus dem Nachlass neu herausgegeben und kommentiert von Jens Brüning, dem engagierten Autor und Journalisten. Seinem Andenken ist dieser Text gewidmet.

² Gabriele Tergit: Im Schnellzug nach Haifa, hg.v. Jens Brüning, Nachwort v. Joachim Schlör, Berlin 1996.

³ Hans Sahl: Memoiren eines Moralisten, Darmstadt/Neuwied 1991, S. 215; vgl. dazu Joachim Schlör: »Menschen wie wir mit Koffern«. Neue kulturwissenschaftliche Zugänge zur Erforschung jüdischer Migrationen im 19. und 20. Jahrhundert. In: Ulla Kriebner et al. (Hg.): »Nach Amerika nämlich!« Jüdische Migrationen in die Amerikas im 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 2012, S. 23–54.

⁴ Tergit 1996, S. 11f.

⁵ Vgl. dazu Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch. Herausgegeben im Auftrag der Gesellschaft für Exilforschung. Band 31: Dinge des Exils, hg. von Doerte Bischoff u. Joachim Schlör. München 2013.

⁶ Vgl. Joachim Schlör: Endlich im Gelobten Land? Deutsche Juden unterwegs in eine neue Heimat, Berlin 2003, S. 20–25.

⁷ Vgl. Jewish Culture and History 11(2009)1-2 (»Jewish Journeys: From Philo to Hip Hop«); Tony Kushner: The Battle of Britishness. Migrant Journeys, 1685 to the Present, Manchester 2012.

⁸ James Clifford: Traveling Cultures. In: Lawrence Grossberg (Hg.): Cultural Studies, New York/London 1996, S. 96–116, hier S. 97ff.

⁹ Vgl. Joachim Schlör: The land ›here‹, the land ›there‹. Reflections on returning (zur Ausstellung »Ort der Zuflucht und Verheißung«, Jerusalem 2008), online irgun-jeckes.org s.v. „Schlör“.

¹⁰ Clifford 1996, S. 101.

¹¹ Erfreulicherweise findet dies auch politische Unterstützung; so fördert der Kulturstaatsminister ein Projekt am Potsdamer Moses Mendelssohn Zentrum: German Jewish Cultural Heritage.

¹² Philip Schlesinger: W.G. Sebald and the Condition of Exile. In: Theory, Culture and Society 21(2004)2, S. 43–67, hier S. 46.

¹³ Leider habe ich die Abdruckrechte nicht bekommen; eine Abbildung mit Erläuterungen online unter strangemaps.wordpress.com s.v. „352“.

¹⁴ Vgl. Katharine Harmon/Gayle Clemans: The Map as Art: Contemporary Artists explore Cartography, New York 2010; James Corner: The Agency of Mapping: Speculation, Critique and Invention. In: Denis Cosgrove (Hg.): Mappings, London 1999, S. 213–252.

¹⁵ Ein von der Zionistischen Organisation entwickeltes Spiel, das im Kontext der 1933 gegründeten Auswanderungsagentur *Jugend-Aliyah* quasi eine virtuelle Migrationserfahrung anbot.

¹⁶ Vgl. Hélène Roussel: Voyages espérés, empêchés, errances? Quelles perspectives pour les exilés de langue allemande en 1939? In: Patricia Desroches-Viallet (Hg.): Construction de l'identité dans la rencontre des cultures chez les auteurs d'expression allemande, Bd. 2, Saint-Étienne 2009, S. 203–221; die Quelle musste leider vom Netz genommen werden ([s. deposit.d-nb.de/online/exil/exil.htm](http://s.deposit.d-nb.de/online/exil/exil.htm) [25.11 2013]). Dank an Lutz Winckler für die Information und den Kontakt zu Frau Roussel.

¹⁷ Todd Presner: Remapping German-Jewish Studies: Benjamin, Cartography, Modernity. In: German Quarterly 82(2009)3, S. 293–315, hier S. 298.

¹⁸ Vgl. für die frühere Periode der jüdischen Auswanderung aus Russland und Osteuropa Gur Alroey: Aliya to America? A Comparative Look at Jewish Mass Migration, 1881–1914. In: Modern Judaism 28(2008)2, S. 109–133.

¹⁹ Vor allem im Rahmen der Vorbereitungen zu dem Ausstellungsprojekt »Heimat und Exil. Emigration der deutschen Juden nach 1933« im Jahr 2006 – Dank an Bettina Englmann für Informationen zu diesem Projekt.

²⁰ Atina Grossmann: *Versions of Home. German-Jewish Refugee Papers Out of the Closet and Into the Archives*. In: *New German Critique* 90(2003), S. 95–122, hier S. 95. Grossmans deutsch-englische Sprachmischung ist eine Folge der Emigration und daher Bestandteil unserer Forschungen, die sich mehr und mehr auch der Thematik der Mehrsprachigkeit und der Übersetzung annehmen; am Institut für die Geschichte der deutschen Juden in Hamburg fand vom 24.-26. Oktober 2013 eine von Miriam Rürup und Jan Logemann veranstaltete Konferenz zum Thema »Migrants as Translators« statt.

²¹ Grossmann 2003, S. 96.

²² Ebenda, S. 97.

²³ Ebenda, S. 104.

²⁴ Ebenda, S. 105 [»letters written by my aunts in London to the British relief agencies begging for passage for their parents trapped in Berlin; letters exchanged by my maternal grandfather in Berlin and an uncle in Buenos Aires trying to arrange last minute passage out of Germany [...]; letters between a young cousin who had ended up in (what was then called) Bulawayo, Rhodesia, and her sister in London show both of them labouring desperately and in vain to organise emigration for parents left behind in Berlin«]; vgl. auch dies.: *German Jews as Provincial Cosmopolitans: Reflections from the Upper West Side*. In: *Leo Baeck Institute Yearbook* 2008, S. 157–168.

²⁵ David N. Myers: *Editor's Introduction: The Condition of Travel*. In: *Jewish Quarterly Review* 99(2009)4, S. 437.

²⁶ Jan Hinrichsen: *Der Koffer im Museum. Ein Metasymbol für Migration*. In: Claudia Selheim (Bearb.): *Reisebegleiter (Ausstellungsband)*, Nürnberg 2010, S. 153–162.

²⁷ Der Fotograf Abraham Pisarek hat die Auswanderung der Familie Behrendt aus Berlin-Charlottenburg mit der Kamera begleitet und in einer Art montierten Bilderzählung festgehalten, von dem Moment an, da die Familie am Wohnzimmertisch einen Atlas studiert bis zum Datum ihrer Abreise vom Anhalter Bahnhof. Vgl. dazu Abraham Pisarek. *Jüdisches Leben in Berlin 1933-1941*, hg. und mit einem Essay von Joachim Schlör. Berlin 2012.

²⁸ Elisabeth Colson (unveröffentlichtes Manuskript): »Coping in Adversity«, Documentation Centre of the Refugee Studies Programme, Oxford University. Zit. nach: David Parkin: *Mementoes as Transitional Objects in Human Displacement*. In: *Journal of Material Culture* 4 (1999) 3, S. 303–320, hier S. 304 [»those who have been displaced fear further displacement even after years of resettlement. Referring to former European refugees in the United States who claim to live as though with packed bags even 40 years after their first flight [...], »a settlement (for these people) is never a final settlement. Life is always at risk. Whether or not they suffer further displacement, once people have learnt from bitter experience that life is uncertain, possessions transitory, and human relationships brittle, it is to be expected that their coping strategies will take account of such possibilities even though these conflict with other urgent goals that they wish to attain«.

²⁹ Parkin 1999, S. 304.

³⁰ Wulf Köpke: »Wartesaal-Jahre«. *Deutsche Schriftsteller im Exil nach 1933*, Erkelenz 2008, S. 133.

³¹ Wiebke Lohfeld/Steve Hochstadt: *Die Emigration jüdischer Deutscher und Österreicher nach Shanghai als Verfolgung im Nationalsozialismus*, online: exil-archiv.de/grafik/themen/exilstationen/shanghai.pdf [23. 6. 2011]; vgl. auch Petra Löber: *Leben im Wartesaal*. In: Amnon Barzel (Hg.): *Leben im Wartesaal. Exil in Shanghai 1938–1947*, Berlin 1997, S. 10–41.

³² Interview mit Steve Hochstadt 1997, Shanghai Jewish Community Oral History Project, Bates College, zit. nach: Lohfeld/Hochstadt a.a.O., S. 11 [»I had a good time on board, it was over a three-week trip, and I had a real good time, I was very excited. Great big adventure. And I must say so did my parents. My mother had a great time playing bridge with all kinds of interesting people and we had balls every other day, there were parties and people. There was dancing on the top of Vesuvius, it was the last »hurrah« for people. And they were very conscious of it. I know my father was very conscious: let's do it properly because once we land, we don't know what is going to happen. As long as we were on board we had money, we were all paid up, we had a home. Once we landed ... People couldn't even fantasize what it would be like because nobody knew, it was absolutely unknown territory.«]

³³ Joachim Schlör: *Auf dem Schiff*. In: Moshe Zimmermann/Yotam Hotam (Hg.): *Zweimal Heimat. Die Jeckes zwischen Mitteleuropa und Nahost*, Frankfurt a.M. 2005, S. 121–124.

³⁴ Ankündigung der 8. Tagung der Kommission für Tourismusforschung der DGV 2008, zit. nach volkskunde.uni-muenchen.de/veranstaltungen/tagungen/tourismus/index.html [22. 4. 2013]; vgl. Johannes Moser/Daniella Seidl (Hg.): *Dinge auf Reisen. Materielle Kultur und Tourismus*, Münster 2009.

³⁵ Siehe kaplancentre.uct.ac.za/research/library [22. 4. 2013]. Vielen Dank an Veronica Belling für die Möglichkeit der Einsichtnahme in diesen Bestand.

³⁶ Vgl. z.B. Renate Steinitz: *Eine deutsche jüdische Familie wird zerstreut. Die Geschichte eines Steinitz-Zweiges*, online: renate.steinitz.net [22.04. 2013].

³⁷ Kilian Trotier: Netzfreundschaften sind Nutzfreundschaften. In: FAZ v. 17.11.2010; vgl. Burcu Dogramaci/Karin Wimmer (Hg.): Netzwerke des Exils: Künstlerische Verflechtungen, Austausch und Patronage nach 1933, Berlin 2011.

³⁸ Paul Lerner/José Brunner: German-Jewish Émigré Communities in Comparative Perspective, unveröffentl. Ms., Los Angeles/Tel Aviv 2012: »With the transnational turn in historical scholarship and the growing attention scholars are paying to migrations, borders, boundaries and the fluidity of identity, it is high time to turn this analytical lens on German Jewish communities in emigration and exile in order to undertake a systematic, comprehensive and comparative socio-historical study of these émigré communities.«

³⁹ Berliner LeseZeichen, Ausgabe 02/01 (c) Edition Luisenstadt, 2001, www.berliner-lesezeichen.de [26.11.2013]: Wiederentdeckte Novelle als Zeitbild. Gabriele Tergit: Der erste Zug nach Berlin. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Jens Brüning. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 2000, 191 S.